

Herr Gallese, Sie entdeckten 1992 die Spiegelneuronen. Können Sie beschreiben, was das ist?

Spiegelneuronen sind Nervenzellen, die im Gehirn aktiviert werden, sobald ich eine Handlung ausführe – also zum Beispiel nach einer Tasse greife. Wir erbrachten als Erste den Beweis, dass diese Nervenzellen auch dann feuern, wenn ich nur beobachte, wie Sie dieselbe Bewegung machen. Sie reagieren also genauso, als würde ich selbst nach der Tasse greifen. Obwohl sich diese Erkenntnis anfangs nur auf mechanische Prozesse bezog, erweiterte ich meinen Forschungsschwerpunkt um die soziale Dimension und testete, ob Spiegelneuronen auch dann aktiviert werden, wenn jemand Emotionen beobachtet.

Hat diese Entdeckung Ihr Leben verändert?

Was mein Leben wirklich von Grund auf verwandelt hat, war die Geburt meiner Kinder. Hätte ich gewusst, was für ein unglaubliches Glück es ist, Vater zu sein, hätte ich nicht erst mit 45 Jahren damit angefangen und hätte statt zwei Kindern jetzt vielleicht drei oder vier. Das bedaure ich sehr. Meine Frau erinnert mich immer wieder gerne an einen Spruch von mir, als wir erst kurz zusammen waren. Ich hätte angeblich gesagt: »Kinder sind mit unserer Arbeit als Wissenschaftler nicht vereinbar.« Das war rückblickend wirklich dumm von mir, aber mit der Geburt unserer Kinder hat meine Frau mein Leben gerettet.

Wären Sie ohne die anfängliche harte Arbeit denn ebenso erfolgreich gewesen?

Ich glaube nicht. Wissenschaftler tendieren leicht dazu, von der Arbeit besessen zu sein. Auch außerhalb des Instituts behalten wir immer unsere Forschung im Hinterkopf. Alles kann uns inspirieren, zum Nachdenken etwa, oder es kann zu einem neuen Lösungsweg führen. Wir tragen sozusagen immer unseren Laborkittel. Zudem erhielten die meisten Mitglieder unseres Teams in meinen Anfangszeiten von der Universität kein Gehalt. Ich forschte also unbezahlt im



Vittorio Gallese,

59, ist in Parma geboren. Gallese ist Professor für Physiologie an der dortigen Universität, er lehrt auch an der University of London. Als Entdecker der Spiegelneuronen wurde er international bekannt. Er lebt mit seiner Familie in Parma

Labor. Um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, arbeitete ich als Arzt an den Wochenenden und nachts im Gefängnis. Fünf Jahre lang habe ich rund um die Uhr geschuftet. Aber die Wissenschaft ist mein absoluter Lebensraum.

Belastend muss auch sein, dass Sie ja nicht wissen, ob ein Experiment gelingt. Wie ertragen Sie diese Unsicherheit?

Ich bin starker Raucher. Wahrscheinlich versuche ich so, meine Ängste in den Griff zu kriegen. Im Hintergrund lauert außerdem die Ungewissheit, ob wir genügend Fördermittel erhalten, um weiterzumachen und ob wir unsere Ergebnisse in den wichtigen Fachzeitschriften veröffentlichen können. Und es besteht das Risiko, dass jemand unsere Entdeckung Jahre später widerlegt und sagt: Spiegelneuronen, was für ein Unsinn. Das alles muss man aushalten können.

Waren Sie als Kind unsicher?

Ja, gleichzeitig aber auch sehr extrovertiert und gesprächig. Meine Eltern waren

sehr liebevoll, und wir hatten eine sehr körperliche Beziehung. Vor allem meine Mutter überhäufte mich mit Küsschen und sagte mir immer, wie lieb sie mich habe. Heute mache ich das mit meinen Kindern genauso. Ich denke, Körperkontakt ist immens wichtig. Für mich war es als Kind entscheidend, so viel Nähe und Liebe zu erfahren. Und meine Eltern haben mich nie zu irgendetwas gedrängt. Meine Mutter bemerkte zwar manchmal, ihr wäre es lieber gewesen, ich wäre ein reicher Psychiater geworden statt ein armer Neurowissenschaftler. Aber abgesehen davon, waren meine Eltern immer unglaublich unterstützend. Bis zum Alter von neun Jahren war ich ein sehr glückliches Kind. Dann wurde meine Mutter schwer depressiv und ging durch die Hölle. Das war für jeden in der Familie ziemlich hart.

Woran haben Sie Freude?

Mein Vater liebte klassische Musik, und bereits mit acht Jahren durfte ich ihn in die Oper begleiten. Und nach dem Genuss der Ouvertüre der *Meistersinger* von Wagner war ich ebenfalls Feuer und Flamme. Seitdem verehere ich Wagner und natürlich auch Verdi und genieße diese Musik, sobald ich etwas freie Zeit finde. Meistens in den Nachtstunden, wenn alle schlafen, oder wenn die Kinder am Wochenende für ein paar Stunden weg sind. Dann sitze ich auf der Couch und sehe mir eine alte Aufführung von *La Traviata* an der Scala an. Und wenn es eine sehr gelungene Aufführung ist, weine ich ein wenig. Ich finde es auch nicht verwerflich, öffentlich im Theater meine Ergriffenheit zu zeigen. Es ist ein erhebendes Gefühl, sich von Musik und Kunst so tief berühren zu lassen. Solch gelebte Emotionen bereichern uns alle doch ungemein. ◆

Das Gespräch führte Herlinda Koelbl. Sie ist Fotografin und gehört neben dem Psychologen Louis Lewitan, Evelyn Finger, Anna Kemper, Ijoma Mangold, Christine Meffert und Khuê Phạm zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe